

Jahrgang I.

No. 10.

Januar 1913.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Das Weltparlament. — Trauerfeier. — Bemerkungen. —
Peter Krapotkin. — Pole Poppenspärer. — Auf dem Dache sitzt
ein Greis.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Die Schaubühne

Herausgeber:
Siegfried Jacobsohn.

Stimmen der Presse:

Die Zukunft. Die Schaubühne ist die beste deutsche Theaterzeitschrift, die wir besitzen; eine der am würdigsten, redigierten Zeitschriften. Ein Golfstrom: Lebendigkeit, Wärme, Geistigkeit, Kampf, Witz, Seele geht von ihr aus.

Dresdener Anzeiger. Nach acht Jahren des Bestehens dieser Zeitschrift, die damals bereits an dieser Stelle mit Anerkennung begrüßt wurde, muss nachdrücklich betont werden, dass wir in Deutschland jetzt keine Theaterzeitschrift haben, die der Schaubühne an Schärfe und Weitsichtigkeit des Urteils, an gediegenen und glänzenden Aufsätzen vorangestellt werden kann. In jahrelanger aufmerksamer Prüfung hat sich dieses Urteil bei uns befestigt. Jeder Freund einer ehrlichen, freien und eindringlichen Kritik wird die Schaubühne mit Genuss und reichlichem Nutzen lesen.

Hannoverscher Courier. Recht verschiedene Geister sind es, die sich hier im Rahmen einer Zeitschrift zusammenfinden, aber eins eint sie: sie alle reden mit durchaus persönlichen Akzenten, es sind nämlich Leute, die ihrem eigenen Instinkt lieber folgen als dem Instinkt der Masse. Manche sprechen geradezu im Ton der Leidenschaft, des Fanatismus. Der Inhalt des Blattes ist in hohem Grade mannigfaltig; auch die Form unterhaltsam und abwechslungsreich.

Mannheimer Generalanzeiger: Die Schaubühne ist von allen Theaterzeitschriften die aparteste, lebendigste und anregendste. Siegfried Jacobsohn gibt sie heraus. Er ist von denen, die heute über Theater schreiben, der einzige, der wirklich Kritik hat.

Neue Züricher Zeitung. Die Schaubühne ist ein frisch redigiertes, inhaltlich anregendes Organ für alles, was näher oder ferner mit der Bühne in deutschen Landen wie im Ausland zusammenhängt. Sie ist eine jener Zeitschriften, die man stets gerne in die Hand nimmt, weil man stets sicher ist, irgend etwas zu finden, was Interesse und Nachdenken weckt.

Leipziger Tageblatt. Die Schaubühne verdient das Lob, eine unsrer besten Zeitschriften und unter denen, die sich mit dem Theater- und der dramatischen Kunst beschäftigen, weitaus die beste zu sein.

Vierteljährlich M. 3.50, jährlich M. 12.—, Einzelnummer 40 Pfg.

Einmonatiges Probe-Abonnement gratis und franko.

Verlag der Schaubühne CHARLOTTENBURG
∴ Dernburgstrasse 25. ∴

Jahrgang II
No. 10.

München,
Januar 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München. Baaderstrasse 1a.

**Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.**

Das Weltparlament.

Während in allen Häusern die Lichter am Weihnachtsbaume glänzten und die Armen und Reichen das schöne Fest des „Friedens auf Erden“ feierten, setzten sich in London die Vertreter der annoch im Kriegszustande befindlichen und in einem „Waffenstillstand“ nach Atem ringenden Balkanstaaten zusammen, um die Bedingungen festzustellen, unter denen den armen blutenden Völkern endlich Ruhe werden könne. Wer noch ein menschliches Herz im Leibe hat, hofft inbrünstig, daß das ekle Feilschen um Geld und Land endlich aufhören und dem scheußlichen Morden so oder so ein Ziel gesteckt werden möge. Aber noch sind die Advokaten der streitenden Parteien nicht einig, und jeder Tag zeigt von neuem die Gefahr, daß die Herren Diplomaten zu keiner Erledigung ihrer Mission kommen und neue Katakomben an jungen, kräftigen, zeugungsfähigen Menschen der Raubgier der Staaten geopfert werden. Auch die entsetzliche Möglichkeit eines europäischen Krieges ist noch nicht aus der Welt geschafft, und wenn Oesterreich und Rußland sich im Moment

einigermaßen beruhigt zu haben scheinen, so bleibt doch immer noch der Verdacht bestehen, daß ihre Diplomaten nur den Beginn einer für Kriegstrapazen geeigneten Jahreszeit abwarten wollen, um dann doch das Blut der Gesündesten für höchst zweifelhafte Staatsnützlichkeiten zu verspritzen. Daß die letzten Wochen noch nicht zu einem Losmarschieren der mobilisierten österreichischen Armeekorps geführt haben, scheint in einer Anwandlung besserer Einsicht die deutsche Regierung verursacht zu haben, die wohl mit der Verneinung des casus foederis gedroht haben mag.

Scheint. Denn was hinter den verpolsterten Türen der diplomatischen Geheimkanzleien geredet und beschlossen wird, erfahren ja die nicht, über deren Hab und Gut, über deren Leben und Beschließen für ihr eigenes Geld verhandelt wird. Steuern zahlen, Maul halten und widerspruchslos gehorchen — das ist die Funktion der Staatsbürger, und wer diese Stellung urteilsfähiger Menschen unwürdig nennt, gilt als Verräter und verfällt der abgründigen Verachtung aller Patrioten.

Der Leutnantstandpunkt, als ob alle Grenzdörfer nur da wären, um im rechten Augenblick zusammengeschossen zu werden, weil ja doch die Vorübungen zu solchem Tun Lebensberuf der Leutnants ist, ist heute noch unter klugen Menschen diskutabel. Der einzige Einwand, den man heute noch unter gebildeten Personen gegen den Krieg gelten läßt, ist die Angst vor den Börsenkursen. Wer den Frieden predigt, weil der Krieg gemein, sinnlos, unmenschlich, jede Daseinswürde degradierend, verrohend und in jedem Betracht unsittlich ist, ist ein schwärmender Narr oder ein von allem nationalen Stolz verlassener Schweinehund.

Das Odium muß ertragen werden. Es läßt sich ertragen für den, dessen Kulturbewußtsein die Kriegs-

begeisterung und Kriegsbereitschaft als eine atavistische Konvention erkannt hat, und der seinem Gefühl, das ihn das Leben der Menschen achten heißt, mehr traut als den Erfordernissen einer Staatsraison, die mit dem Blute hunderttausender junger Menschen gefüttert werden muß.

Eine Diskussion über die Berechtigung des Krieges ist unmöglich. Wir Friedensfreunde wissen, daß der Krieg so entsetzlich ist, daß er nicht mehr sein darf. Wer dieses Wissen nicht in sich hat, wird nie zu seiner Wahrheit bekehrt werden. Daher haben diejenigen recht, die uns schwärmende Narren heißen. Denn wir sind noch die Minderheit, und verrückt ist bekanntlich nur, wer anders ist als die große Masse. Deshalb hätten wir Friedensfreunde unrecht, wollten wir, was uns gewiß oft naheliegt, die Kriegsenthusiasten blutrünstige Narren nennen.

Was wir aber können und wollen, ist, die erkannte Wahrheit mit aller Kraft des Herzens und mit allen Mitteln der Kultur in positives Wirken umsetzen. Jeder gangbare Weg, den Frieden zwischen den Völkern zu erhalten, muß von denen beschritten werden, die im Völkerfrieden die Grundbedingung zu menschenwürdigem Dasein überhaupt erkennen, und der Krieg gegen den Krieg muß mit derselben leidenschaftlichen Entschlossenheit geführt werden, die die Hüter kriegerischer Eigenschaften von ihren Kriegern verlangen.

Die Versuche, dem christlichen Friedensideal zu praktischer Geltung zu verhelfen, sind bisher wenig ergiebig ausgefallen. Den sichersten Nutzen haben bisher wohl die Schriften gestiftet, die den Krieg praktisch oder satirisch, kritisch oder religiös, überredend oder dichterisch ins Licht gerückt haben. Ich bin überzeugt, daß der Skeptizismus, der endlich gegen die Massengewalt als Rechtsmittel platzzugreifen scheint, wesentlich der Propaganda zu danken ist,

die Swift und Carlyle, Rousseau, Jean Paul und Tolstoy, und selbst auch Bertha v. Suttner und Paul Scheerbart *) durch ihre kriegsfeindlichen Schriften bewirkt haben. (Bei dieser Gelegenheit möchte ich nicht versäumen, die jüngst erschienene Gedicht-Anthologie „Krieg“, herausgegeben von Franz Diederich, Dresden, zur Lektüre dringend zu empfehlen.)

Natürlich kann aber die Beeinflussung sensibler Gemüter durch das Wort allein nicht genügen, um einer in Jahrtausenden gepflegten Völkerpsychose positiven Abbruch zu tun. Wobei es doch wieder an der Zeit scheint, die nachgerade in Tausenden fühlbare Stimmung gegen den Krieg in Handlung umzusetzen. Und auch darüber kann kein Zweifel sein, daß die zu ergreifenden Maßnahmen anders ausfallen müssen, als die kümmerlichen Kompromisse, mit denen bisher die kriegerischen Parteien selbst die Stimmen der Menschlichkeit zu beruhigen versucht haben.

Das ganze „Völkerrecht“ mit seinen Einschränkungen der Mordmethoden ist eine aufgelegte Farce. Denn das Bestreben der Staaten, das Massenmorden mit möglichst „humanen“ Mitteln auszuführen, zeigt nichts anderes als den Willen, das Kriegführen selbst für alle Ewigkeit die ultimo ratio der Völker bleiben zu lassen. Dem Soldaten aber dürfte es einigermaßen egal sein, ob er von einer Lanze oder Patrone durchlöchert stirbt, oder ob sein sterbender Leib von einem

*) Paul Scheerbart, der naive Phantast und Humorist, der seltsamste und doch einheitlichste unter den lebenden deutschen Dichtern, ist eben lünzig Jahre alt geworden. In seinen Werken nimmt der ganz unpathetische, aber tief erlebte Kampf gegen den Krieg einen breiten Raum ein. Ich verweise besonders auf seinen schönen Mondroman „Die große Revolution“. Ich mache die Baronin v. Suttner und Herrn Alfred H. Fried als deutsche Träger des Friedenspreises aus der Nobelstiftung eindringlichst auf diesen Mann aufmerksam, damit sie bei der hilflosen Suche nach einem würdigen Preisempfänger, wie sie sich regelmäßig wiederholt, die Stockholmer Herren einmal auf diesen prächtigen und immer noch notleidenden Poeten hinweisen.

im Körper platzenden Dumdum-Geschoß auseinandergerissen "wird. Ebenso klar ist es, daß die von stets schlagbereiten Regierungen beschickten „Friedenskongresse" im Haag eher neuen Händeln den Weg bereiten als alten den Boden abgraben können.

Die einzige wirklich aussichtsvolle Agitation gegen den Krieg wird bis jetzt von den revolutionären Antimilitaristen betrieben, die in der richtigen Erkenntnis, daß Kriege nicht von Fürsten und Regierungen, sondern vom arbeitenden Volke geführt werden, ihr Wort direkt an die Leidtragenden richten. Die Arbeiter und Bauern jedes Landes sind in der Tat imstande, Kriege zu verhüten, wenn sie im Moment, wo das Unglück droht, ihre Arbeitskraft dem öffentlichen Leben entziehen, den allgemeinen Streik proklamieren und eine wirtschaftliche Krisis heraufbeschwören, die immer noch viel erträglicher ist als die Katastrophen mörderischer Schlachten und völliger Vernichtung des geregelten Austausches unter den Menschen, und die zugleich die Möglichkeit, zum Kriege vorzugehen, technisch unterbindet. Dieses Mittel der Kriegsverhinderung wird auf allen internationalen Sozialistenkongressen immer wieder von Engländern und Franzosen vorgeschlagen. Die ablehnende Haltung der deutschen Sozialdemokraten, die für ihre politische Position neben den andern Parteien fürchten, hat aber vorläufig eine Verständigung unter der internationalen Arbeiterschaft stets verhindert. Und daß das Mittel des gegen einen Krieg gerichteten Generalstreiks nur unter Mitwirkung der werktätigen Bevölkerung aller in Frage kommenden Nationen möglich ist, bedarf keiner näheren Begründung.

So stehen wir mit all unserem Friedenswillen heute noch machtlos und mit geschlossenen Augen und Händen den Ueberraschungen gegenüber, die unkontrollierte Diplomaten aushecken. Von heute auf

morgen können die Auswärtigen Aemter der Mächte untereinander Streit bekommen und ungezählte Menschen, die Wertvolles zu tun haben, werden für Angelegenheiten, die sie nicht im geringsten angehn, vor die Kanonenrohre postiert und selbst zum Hinmorden fremder, friedlicher und ihnen durchaus gleichgültiger Nebenmenschen gezwungen.

Die Erkenntnis dieser Tatsachen eröffnet nun eine neue Möglichkeit, Kriegen vorzubeugen.

Frank Wedekind hat in der Weihnachtsnummer des „Berliner Tageblatts“ von einem Gespräch berichtet, daß im Dezember zwischen ihm und mir stattfand, und das die Begründung eines „Weltparlaments - Vereins“ zur Folge hatte. Dies Gespräch schloß an einen Artikel des „Berliner Tageblatts“ an, in dem der Satz stand: „Die Diplomatie muß ebenso repräsentativ werden wie andere Staatsresorts“.

Worin wir — Wedekind als bedingter Bejaher, ich als unbedingter Verneiner staatlicher Notwendigkeiten — sogleich einig waren, war die Ueberzeugung, daß momentan die bedenklichste Gefahr der Völker in der Unkontrollierbarkeit derjenigen Personen begründet ist, denen die effektiven Machtmittel der Menschen anvertraut sind. Ob diese Leute von Fürsten ernannt oder von Volksvertretern erwählt sind — auch darin waren wir einig — macht keinen Unterschied. Das Beängstigende liegt vielmehr in der lichtscheuen Heimlichkeit, in der sie miteinander verkehren, und in der Möglichkeit, daß die Laune gernegroßer Händelsucher Leben und Wirtschaft großer, fleißiger Völker zugrunde richten kann.

Jeder einzelne mag sich zu den Einrichtungen der gegenwärtigen Dinge verhalten wie er will: ob er die Auflösung aller Staaten in sozialistische Föderationen oder die Vereinigung aller Staaten in eine kontinentale Demokratie wünscht, — diese Einsicht

kann alle verbinden, die den Völkerfrieden als unbedingt nötig ansehen, um irgendeine Kultur zu fördern: daß unter allen Kämpfen der gegen die Friedensstörer der dringlichste ist.

Das Weltparlament, zu dem wir aufrufen, bezweckt die dauernde, öffentliche Beaufsichtigung der Diplomatie. Alle Faktoren, die das Verhältnis der Nationen zu einander bestimmen, sind von Natur aus öffentliche Angelegenheiten, und wären auch öffentliche Angelegenheiten, kämen nicht durch die Geheimniskrämerei der zünftigen Vermittler neue Faktoren fortgesetzt hinzu, die wie Zündschnüre in die Pulverfässer vorkommender Divergenzen und Mißverständnisse leiten. Haben wir erst in unserem Weltparlament einen in Permanenz erklärten Friedenskongreß geschaffen, der die verbindenden und trennenden Momente unter den Nationen in voller Öffentlichkeit untersucht und in internationaler Beratung mit dem einzigen ausgesprochenen Ziel, unter allen Umständen den Frieden zwischen den Völkern zu wahren, in strittigen Fällen die Möglichkeiten einer Verständigung abwägt und finden muß, dann ist die höfische oder staatsparlamentarische Diplomatie unschädlich gemacht, ihre Ueberflüssigkeit wird nach und nach allgemein eingesehen werden, und die akute Kriegsgefahr, die durch ihr Wirken konstant besteht, verschwindet.

Vorerst soll der Weltparlamentsverein seine Aufgabe darin suchen, die Aufgaben der Diplomatie ohne besonderen Auftrag zu erfüllen: nämlich die wirtschaftlichen und völkerpsychologischen Beziehungen der Nationen zueinander feststellen, in ihren Schwankungen öffentlich darlegen und die Grundlinien zur friedlichen Regelung diffiziler Differenzpunkte öffentlich fixieren. Persönliche Zänkereien und Gehässigkeiten, die bisher den Anlaß zu allen Kriegen gaben (es sei nur an den Fall Prohaska erinnert, der

von der österreichischen Regierung inszeniert wurde, um eventuell den Vorwand zum Kriege zu haben), gehen die Völker künftig nichts mehr an. Sachliche Streitigkeiten werden öffentlich verhandelt, und es wird sich zeigen, daß sie stets geschlichtet werden können.

Hat die freiwillige internationale Behörde erst einmal gezeigt, daß sie imstande ist, Gutes zu stiften, dann wird man daran denken können, aus dem Weltparlamentsverein ein wirkliches Weltparlament zu machen. Darin soll nicht abgestimmt und majorisiert, sondern beraten werden. Die Publizität dieser Beratungen soll die Völker in den Punkten beruhigen, in denen sie zu beunruhigen bislang Aufgabe und Zweck der geheimen Kabinette ist.

Statuten werden vorläufig nicht festgesetzt werden. Denn wir wollen verhindern, daß unser Verein zu früh auf bestimmte Aktionen verpflichtet wird. Wer Mitglied werden will, der soll mit Ratschlägen kommen. Melden sich genügend Männer und Frauen, dann werden wir daran denken können, bestimmte Anordnungen über die Art unserer Verständigung und über die Beschaffung von Geldmitteln zu treffen. Fürs erste brauchen wir nur Adressen und Vorschläge.

Ein kurzes Wort noch an meine alten Gesinnungsfreunde: Ich weiß, daß der Plan, mit dem ich hier hervortrete, nicht völlig in das revolutionäre Programm paßt, das sonst mein Schaffen bestimmt. Aber ich kann versichern, daß ich noch genau der bin, der ich immer war: genau so radikal, genau so feindlich gegen den Staat und seine Instrumente, genau so erpicht auf revolutionäres Tun für Sozialismus und Anarchie. Was der Weltparlamentverein will, ist nicht Ziel, sondern Weg. Wohin der Weg führt, werden die bestimmen, die seinen Kies feststampfen. Wohin er mich selbst führen wird, weiß

ich. — Mag er sich teilen! Mögen die, die anders wollen als ich, später eigne Pfade zu ihrem Ziel finden. Die Erfahrungen der letzten Zeit, die Angst großer Völker vor Krieg, Brand, Mord und allen Unmenschlichkeiten heißt zunächst uns alle vereint marschieren. Wir wollen den Frieden. Das ist die nächste schwere Aufgabe aller, die Menschliches wollen. Wissen wir, daß kein Diplomat und kein Staatsgezänk dem Frieden länger droht, dann haben wir unsere Aufgabe erfüllt. Dann werden wir uns die Hände reiben und jeder wird im Anstreben dessen, was er für das Beste hält, in guten friedlichen Empfindungen gegen jeden andern sein besonderes Ziel verfolgen.

Trauerfeier.

Niemand wird erwartet haben, daß ein Personalwechsel in der Regentschaft des Königreichs Bayern mein anarchistisches Gemüt in heftige Schwingungen versetzen werde. Die Person des Fürsten, der das Land Bayern „verwest“, bekümmert sich vermutlich genau so wenig um mich, wie ich mich um sie bekümmere. Was mich beim Tode des alten Herrn, der mit seinen 91 Jahren so freundlich aussah, daß ihm der enragierteste Antimonarchist gewiß nicht böse war, — was mich bei seinem Tode allein interessierte, war die Haltung des Publikums. Ich habe in jenen Tagen, wo die gesamte Presse von allgemeinem Schmerz und stiller Ergriffenheit der Bevölkerung berichtete, scharf beobachtet und gefunden, daß die Stimmung in München die eines gesteigerten Erlebens war. Die Leute liefen durcheinander, neugierig, schaubeflissen, mit gespitzten Ohren. Nicht die Person des verstorbenen Regenten beschäftigte sie, sondern die Frage: Was werden wir jetzt zu sehen bekommen? Wer wird zur Beisetzung kommen? Wo sollen wir uns aufstellen, daß uns nichts entgeht? Es war eine Gehobenheit unter den Menschen, die man dem festfrohen Charakter des Münchners gemäß und ohne dem Ernst der Veranlassung im geringsten frivol gegenüberzustehen, vielleicht am ehesten mit dem Wort Trauergaudi bezeichnen kann.

Die Trauerfeierlichkeiten wurden wie ein öffentliches Schauspiel erwartet, und dem naiven Verlangen des Volkes nach großartigem Gepränge ward von den Regisseuren des

Leichenbegängnisses ausgiebig Rechnung getragen. Als Theater-Kritiker fühle ich mich berechtigt und verpflichtet die Inszenierung der Feierlichkeit in den Bereich meiner urteilenden Tätigkeit zu ziehen, wobei ich hier selbstverständlich auf jede Polemik über die Beweggründe zu der Straßenaufführung verzichte. Daß es sich um einen Theaterakt handelte, geht schon daraus hervor, daß der Leichenzug nicht einfach von der Allerheiligen Hofkirche durch den Hofgarten und über den Odeonsplatz zur Theatiner Hofkirche ging — das ist ein Weg von vielleicht dreihundert Schritten —, sondern im großen Bogen vom Odeonsplatz durch die Ludwig-, Theresien-, Arcis- und Briennerstraße zum Odeonsplatz zurückgeleitet wurde. Bei der großen Bedeutung, die ich dem Theaterspiel für unsere ganze Kultur beimesse, erkenne ich auch an, daß diejenigen, die dynastische Empfindungen zu verbreiten wünschen, mit dem Arrangement eines solchen Schauaktes eine zwar primitive, vielleicht aber ganz wirksame Propaganda treiben.

Um nun mein Urteil über die Gesamtleistung der Aufführung kurz zusammenzufassen, so sage ich: Brilliant in einzelnen Gruppen und Bildern, aber salopp und verworren in der Inszenierung des Ganzen. Vorzüglich war der Aufmarsch der Potentaten und Fürstlichkeiten. Voran der neue Regent zwischen den beiden vornehmsten Gästen (der deutsche Kaiser fiel durch besonders gute Haltung auf), dahinter in losem Zuge, der durch das Fehlen jeder erkünstelten Gruppenanordnung umso pomphafter wirkte, die deutschen Bundesfürsten und die Vertreter der ausländischen Machthaber — alle in großer Uniform. Besonders dekorativ wirkten unter ihnen die Engländer, prachtvoll gewachsene Menschen in brandroten goldbeschlagenen Mänteln. Recht eindrucksvoll gestaltete sich auch der Aufmarsch der Geistlichkeit. Die katholische Kirche hat es immer verstanden, glänzend zu repräsentieren, und die Aufmachung, in der die Erz-, Weih- oder was weiß ich für Bischöfe einzeln, jeder umringt von einem Stab nachgeordneter Gottesdiener, nacheinander aufmarschierten, wirkte sehr prunkvoll. Der Ordensmönche, deren Namen man sich am leichtesten an den gangbaren Schnapssorten merkt (Karmeliter, Benediktiner usw.) waren etwas zu viele. Da nachher Schutzmannschaft folgte — in unabsehbarem Zuge — hatte man die Empfindung, als ob es in München überhaupt nur Pfaffen und Schutzleute gäbe, was gewöhnlich doch nur als hübsche Hyperbel Gültigkeit hat.

Es wäre noch manche geschmackvolle Einzelheit aus dem Zuge zu nennen: die Deputation der Universitätsfakultäten und

der Kunstakademien in ihren schönen Talaren (besonders die Senatoren der Berliner Akademie fielen durch die Pracht ihrer Gewänder auf) und vor allem auch der Leichenwagen selbst und die würdige Pracht seiner Einordnung im Zuge. Ob die schwarzverhangenen „Gugelmänner“ in solchen Aufzügen aus dynastischen oder kirchlichen Gründen unentbehrlich sind, kann ich nicht entscheiden. Sicher ist nur, daß sie — und zwar nicht nur auf mich, sondern auch auf recht konservative Leute — komisch wirkten, und — ein peinlicher Eindruck bei einer Trauerparade — geradezu karnevalistisch anmuteten.

Habe ich nun anerkannt, was irgend anzuerkennen war, so kann ich doch nicht umhin, dem Regisseur (verantwortlich zeichnete der Oberhofzeremonienmeister Graf Moy) vom Standpunkte des Theaterexperten auch ernsthafte Vorhaltungen zu machen. Wer prächtige Aufzüge veranstaltet, darf sich nicht auf den prächtigen Anblick einzelner mitwirkender Personen oder Gruppen verlassen, sondern muß dafür sorgen, daß der Eindruck, der von diesen Mitwirkenden ausgeht, nicht durch endlose leere Stellen des Zuges verdorben wird. Ich spreche nicht von den Lücken des Zuges, die minutenlanges Warten auf Nachschub veranlaßten. Die kommen wohl mehr auf das Konto der Inspizienten als des Regisseurs. Aber, daß fast gar keine Musik im Zuge war, wurde allgemein bemängelt. An der Spitze eine Kapelle, und dann erst wieder ganz am Ende die Musik der Schwere Reiter — das ist denn doch zu wenig. Man hätte alle zehn Minuten eine Musikbande einreihen sollen, (das wäre auch schon um der Musiker willen zu wünschen gewesen, die durch die Landestrauer schwer geschädigt wurden), aber länger als eine Stunde bekam das Ohr garnichts geboten, und das Auge mußte sich die meiste Zeit am Aufmarsch der Schulen, Kriegervereine und Gevatterschaften unterhalten. Die leerste Stelle des ganzen Zuges bildete natürlich das bayrische Parlament, wengleich das Mittrotten der gesamten Fraktion der republikanischen Sozialdemokraten, die unter ihren Zylindern noch spießiger aussahen als sonst schon, in die ernste Feier einen heiteren Einschlag brachte.

Zur Belebung des Bildes hätte Graf Moy die studentischen Verbindungen in Wicks antreten lassen sollen. Vielleicht wäre es auch hübsch gewesen, Abordnungen der verschiedenen bayrischen Provinzen in den Landestrachten zu sehen. Vor allem aber hätten — wie bei jedem Theaterstück — Striche gemacht werden müssen, lange schonungslose Striche. Den Schüler» hätte gewiß mehr daran gelegen, Spalier zu stehen, dann hätten sie wenigstens vieles von dem Aufzug gesehen, was ihnen

als Mitwirkenden sicher entging. Von den unendlichen Vereinen hätten kleine Deputationen vollauf genügt. Ferner hätte man die Kanonen und Trainwagen, glaubte man schon, sie im Trauerzuge nicht vermissen zu können, irgendwo in den Zug gelbst einordnen sollen, statt sie hintennach fahren zu lassen, zumal das Reiterregiment als Abschluß doch schon genügend militärisch wirkte. Fünfviertelstunden dauerte der Vorbeimarsch des Zuges. Um die Hälfte gekürzt und etwas geschickter gruppiert hätte er — bei genügender Musikbeteiligung — einen sehr schönen Eindruck hinterlassen können.

Da ich den Zug von einem Fenster aus beobachtete, kann ich über einzelne Episoden keine Mitteilungen machen. Es scheint ohne Störungen abgegangen zu sein. Auch erwies sich die Erwartung einiger Optimisten, der Ministerpräsident von Hertling werde an der Bahre seines Herrn Harakiri machen, als voreiliges Gerede.

Bot die Regieleistung des Grafen Moy zu vielen Einwänden Anlaß, so zeigte am nächsten Tage ein wirklicher Künstler, wie man schön und würdig eine Trauerfeier veranstaltet. Vor der Akademie der bildenden Künste fand eine Feier statt, die unter Leitung des Professors Emanuel v. Seidel in jeder Einzelheit hervorragend war. Da die Aufführung rücksichtsvoller Weise unmittelbar vor meinem Fenster vor sich ging, bin ich in der Lage auch darüber ein theaterkritisches Wort zu sagen.

Die Fassade des Neureutherschen Gebäudes mit ihren Rundbogen und Freitreppen eignet sich außerordentlich zur Bühne. Mächtige grünumwachsene Pfeiler und schwarze Katalfalke waren aufgebaut, von denen aus Opferschalen freies Feuer zum Abendhimmel aufqualmte. Vor dem Eingang der Akademie stand ein großer Sarkophag. Aus den Ecktüren zu beiden Seiten des Vordergebäudes traten nun unter den Klängen der Beethovenschen Trauerserenade die fackeltragenden Künstler und gruppierten sich symmetrisch um die Estrade der Auffahrtsrundung. Als dann aus der Mitteltür weitere Fackelträger mit weißleuchtenden Magnesiumfackeln traten, setzte ein merkwürdiges, aber höchst eindrucksvolles Konzert von gedämpften Trommeln und Glockenläuten ein. Auge und Ohr wurden gleichmäßig beschäftigt und fanden jeden Moment genug zu tun. Eine kurze Rede des Professors Eugen v. Stieler störte den Eindruck nicht, da der Redner von den Stufen vor dem Sarkophag so laut und deutlich sprach, daß auch in diesen Minuten keine tote Stelle entstand. Besonders wirksam war dann das Abtreten der Fackelträger, die einer nach dem andern mit gesenkten Fackeln hinter den dunklen Gebüsch vor der

Estrade verschwanden und dann in der Dunkelheit untertauchten.

Die ganze Feier dauerte eine knappe halbe Stunde und war eine Meisterleistung der Regiekunst. Ob allerdings derartigen modernen Kunstdarbietungen im Dienste höfischer Demonstrationen nicht etwas Anachronistisches und darum Unnatürliches innewohnt, das soll hier nicht näher untersucht werden.

Bemerkungen.

Peter Krapotkin. Am 9. Dezember ist der Fürst Peter Krapotkin siebenzig Jahre alt geworden. Die Teilnahmslosigkeit, mit der die bourgeoise und sozialdemokratische Presse über diesen Tag hinweggegangen ist, wird dem tapferen Mann hundertfach aufgewogen sein durch die stürmische Art, in der alle revolutionären Blätter die Gelegenheit ergriffen, ihm Dank zu sagen und Glück zu wünschen. Wir, die wir gewöhnt sind, Menschen nicht nach ihrer Parteistellung und ebensowenig nach ihrer äußerlichen Gesellschaftszugehörigkeit, sondern nur nach ihrem persönlichen Wert einzuschätzen, verehren in Peter Krapotkin einen Rebellen in des Wortes schönster und reinsten Bedeutung. Als Sproß der höchsten russischen Aristokratie wuchs er in der beschränktesten Umgebung auf, zwischen Lüge und Verstellung, nämlich als Hofpage des Zaren Alexander II. in dessen persönlicher Gefolgschaft. Er gehört zu den unendlich wenigen, denen die Seele in solchem Dasein nicht abfaulte, sondern die den Moder spürten und dagegen in ihrem Innern auftrutzten. Bei seinen Studienreisen als Geograph erkannte er mit offenem Blick die grauenvollen Verhältnisse bei den leibeigenen Bauern Rußlands. Als Offizier wurde er als Adjutant einem Gouverneur beigeordnet und lernte bei der Ausarbeitung gewisser Reformen im Gefängniswesen die ganze Unsinnigkeit der Strafen, und mithin der Regierungen und Staaten erkennen. Der persönliche Einblick in das Leben der Duchoborzen machte ihn gleichzeitig mit den Prinzipien des Sozialismus vertraut, und nach seinem Ausscheiden aus der Armee (1867) widmete er sich ganz seinen Studien und dem Ausbau seiner revolutionären Ideen. 1872 lernte er in der Schweiz die junge anarchistische Bewegung Bakuninschen Geistes kennen und bekannte sich seitdem als Anarchist. In der Heimat fand er Fühlung mit den Nihilisten, mit denen er an der revolutionären Aufklärung des Volkes arbeitete und die russische Revolution, deren erste Anfänge

nun hinter uns liegen, vorbereiten half. Er entging den Schergen nicht. Aber nach zweijähriger Untersuchungshaft gelang ihm die abenteuerliche Flucht aus der Peter-Pauls-Feste und er entkam nach England und ging von dort wieder in die Schweiz. Dort wies man ihn 1881 aus, und zwei Jahre später wurde er in Frankreich zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt, von denen er drei absaß. Seitdem lebt er in England, treu seinen Idealen und unendlich fruchtbar in seiner Arbeit. Die Artikel, die er als Redakteur der ersten anarchistisch-kommunistischen Zeitschrift „La Revolte“ (1878—83) veröffentlichte, liegen gedruckt in dem schönen Buch „Worte eines Rebellen“ vor, dem der „Wohlstand für alle“ („la conquête du pain“) folgte. Sein Hauptwerk ist „Die gegenseitige Hilfe“, worin er seine Erfahrungen als Geograph, Zoologe und Soziologe zur Grundlage der Idee macht, die den Staat und die Gewalt entbehrlich und schädlich und die freie Gesellschaft einzig natürlich und gerecht weiß. In „Landwirtschaft, Industrie und Handwerk“ wird der Nachweis erbracht, daß jedes Land bei vernünftiger Bewirtschaftung allen notwendigen Bedarf seiner Bewohner selbst produzieren kann, und als letztes Werk gab uns Krapotkin eine Geschichte der französischen Revolution, die den Hintergründen der gewaltigen Bewegung mehr als irgend ein früheres nachspürt, und zum ersten Mal denen gerecht wird, die an der Revolution den besten Anteil hatten: den Bauern und dem niederen Stadtvolk, den Sansculottes. —

Das Wundervolle an allen Schriften Krapotkins ist die seltene Mischung von ernstem, wissenschaftlichem Forschen und tiefer menschlicher Ergriffenheit. Was in der Wertschätzung dieser Zeitläufte leider sehr außer Kurs geraten ist was aber zur Erkenntnis der Dinge ewig das Wichtigste bleiben wird, das besitzt Peter Krapotkin in erstaunlichem Grade Weisheit und Wahrhaftigkeit.

Pole Poppenspüler. Münchens bestes Theater hat seinen Gründer und Leiter verloren. Ich war noch in dem allerliebsten Bau an der Blumenstraße, als Papa Schmid — schon über die Neunzig — zum letzten Male das Kasperle im Urfaul sprach: etwas zahnlos zwar und nicht in jedem Wort verständlich, aber so herzlich beteiligt noch, so lebhaft und kräftig in seinem münchenerischen Dialekt, daß es eine reine, helle Freude war. — Die Kunst des Puppentheaters ist in den letzten Jahren wieder sehr in Uebung gekommen. Paul Brann leistet mit seiner modernen Marionetten-Biilmo Ausgezeichnetes. Das Bestreben, Puppen in künstlerischer Plastik herzu-

hier nur an die wundervollen graziösen Wachspuppen der Lotte Pritzel.) Ich glaube, daß an allen diesen Beweisen eines ausgebildeten Geschmacks Papa Schmid redlichen Anteil hat. Seine Figürchen waren bei aller Naivität der Ausführung vorzüglich charakterisiert, das Repertoire seines Theaters entsprach zugleich dem primitiv-kindlichen Verlangen eines wenig verwöhnten Publikums und dem raffinierten Geschmack künstlerisch sehr anspruchsvoller Menschen. In Papa Schmid's Lebenswerk manifestiert sich das Bindeglied zwischen einer malten sehr wertvollen Kultur zu einer höchst verfeinerten, auf ganz sensible Nerven abgestimmten Kunst. — Pole Poppenspüler ist tot. Das Andenken des lieben Alten und sein künstlerisches Vermächtnis wird länger währen als sein reiches Leben gedauert hat.

Auf dem Dache sitzt ein Greis. Höchlich erstaunt und weidlich amüsiert beobachtet der unbefangene Skeptiker die Seltsamkeiten, mit denen die Hert- und Kümmerlinge an der bayerischen Staatsspritze die derzeit gültige Staatsidee wöchentlich siebenmal vor aller Welt blamieren. Gegen die Manöver, den Jesuiten den ihnen von nationalliberalen Angstmeyern in den Schlund geschobenen Knebel zu lockern, will ich nichts sagen. Die Polenpolitik in Preußen ist weitaus unappetitlicher, und wenn ich die Frage entscheiden soll: Preußen in Deutschland voran! oder Rom in Deutschland voran!? — dann drehe ich die Hand nicht um. Viel possierlicher waren denn doch die staatsrechtlichen Verrenkungen der Regierung und der Parteien, die Gnade Gottes, auf die allein sich noch der monarchische Gedanke stützt, den Zeitumständen entsprechend zu regulieren. Als der alte Regent noch nicht einmal im Sarge lag, erscholl das Horn der „M. N. N.“, die vierzehn Tage vorher noch den Gedanken, es könne eine Verfassungsänderung geplant sein, als taktlos und unbegründet zurückgewiesen hatte: die Zeit sei gekommen, da dem unhaltbaren Zustande, in dem ein Geisteskranker das Land Bayern repräsentiert, ein Ziel gesetzt werden müsse. Und rings im Lande tuteten alle mit, die Liberalen und Bauernbündler, die Konservativen und die schwärzesten Klerikalen: Wir wollen in München wieder einen König ha'm! Einen König wolln wir ha'm! — Und alle Welt freute sich. Denn der bayerische Landtag sollte eine Vorlage kriegen und sollte darüber abstimmen, ob der Prinzregent Ludwig fortan von Gottes Gnaden König von Bayern sein dürfe, oder ob wie bisher Gerichtsurteile im Namen des kranken Königs Otto ergehen sollten. Wir hätten eine Krönung erlebt, Herolde wären durch die Straßen geritten, und es wäre sehr feierlich und prächtig hergegangen. Die liberalen Rückenmärker sagten kein Wort mehr davon, daß sie als Aequivalent eine neue Wahlkreiseinteilung haben wollten. Die „Münchner Post“ aber (die ihren Nachruf auf den Regenten Luitpold mit der gemüthlosen Ueberschrift „Regentschaftswechsel in Bayern“ begonnen und mit einem schamhaften Palmwedel beschlossen hatte), orakelte so tiefsinnig, daß kein Mensch genau durchschauen konnte, ob ihr republikanisches Herz der Enthronung des Herrn in Fürstenried oder dem

status quo geneigter wäre. — Und dann folgte der Fanfare die Schamade. Das Zentrum betrachtete den Regentschaftseid von vorn und von hinten, erkannte: kein Geschäft zu machen — und die an Münchner Stammtischen abgeschlossenen Wetten entschieden sich zugunsten der Outsider. Die monarchische Idee aber hat wieder einmal beträchtlich an Ansehen gewonnen.

Die Fruchtbarkeit der bayerischen Regierungsweisheit machte allmählich die Existenz eines eigenen Organs zum unvermeidlichen Bedürfnis. Wer wollte auch alle Entgleisungen der Hertlingschen Lokomotive registrieren, wenn nicht ein übersichtlicher Schienenstrang die Orientierung erleichtert? Gott sei Dank, jetzt haben wir eine königlich bayerische Staatszeitung. Leider ist die Feststellung nicht zu umsehen, daß das Blatt im Verhältnis zu der Vernehmlichkeit der Geburtswehen reichlich fad ausgefallen ist. Nach dem Spektakel, mit dem der Wechselbalg zur Welt kam, hätte man wohl ein etwas originelleres Produkt erwarten dürfen. Die „Münchner Post“ hatte vor der Entbindung ein Programm der Redaktion (als welche im Hintergrunde die Regierung ist) veröffentlicht, daß alle liberalen und sozialdemokratischen Glatzen zu Berge standen. Es war allerdings auch ein reizendes Produkt. Der geplante Nachrichtendienst soll für das Blatt der Firmen Oldenbourg und Mosse monopolisiert werden. Sämtliche Behörden und öffentliche Anstalten werden zu Zwangsabonnenten gepreßt und die Reportage wird von den königlich bayerischen Gesandtschaften besorgt. Ich kann die Wut der effektiv geschäftlich schwer geschädigten Tagespresse gut verstehen, aber wenn ich auch nicht in der glücklichen Lage bin, wie die sozialdemokratische „Münchner Post“ die Entrüstung im redaktionellen Teil durch die Einladung zum Abonnement der Staatszeitung im Inseratenteil zu paralysieren, so kann ich mir doch nicht versagen, die Art, wie hier die Regierung im Bunde mit einigen interessierten Geschäftsleuten gegen Ueberzeugung und Entschlußfreiheit zahlreicher Leute Gewalt übt, als aufgelegte Schweinerei zu bezeichnen. Denn manchmal ist es gut, seine Ironie beiseite zu stellen und dem Gefühl des Ekels ohne Umschweif Luft zu machen. Das Peinlichste ist, daß jede Empörung gegen bestimmte Personen bei solchen Dingen am unrechten Platze wäre, und daß man gerechterweise zugeben muß, daß die Möglichkeiten zu solchen Häßlichkeiten in dem System begründet liegen, das denen, die seine Symptome beschimpfen, selbst heilig und unantastbar ist. Unsereiner, der die Erscheinungen auf ihre Ursachen zurückzubeziehen sucht, wird sich damit abfinden müssen, in den Augen der politischen Gelegenheitsopponenten ewig als Narr oder als Lump zu gelten.

NB. Das Erscheinen dieses Heftes hat sich leider durch eine Reise des Herausgebers verzögert. In Zukunft soll der „Kain“ stets pünktlich bis zum 15. jedes Monats vorliegen.

==== Vom ====
Gedichtbände

„Der Krater“

von **Erich Mühsam**

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in
neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

====
Preis **2** Mark.
====

Erschienen;

Kain-Kalender

für das Jahr 1913.

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

====
Preis **1** Mark.
====

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber

~ ERICH MÜHSAM. ~

Bestellungen nimmt entgegen

KAIN-VERLAG, MÜNCHEN.

